

Friedrich Ani
Die unterirdische Sonne

Friedrich Ani

DIE
UNTERIRDISCHE
SONNE

Roman



cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier EOS liefert
Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2014

© 2014 cbt Verlag, München

Alle Rechte vorbehalten

Abdruck der Liedzeilen aus »Mein Herz brennt
von Rammstein« (S. 334): Musik und Text: Richard Kruspe,
Paul Landers, Till Lindemann, Doktor Christian Lorenz,
Oliver Riedel, Christoph Schneider,

© by Musik Edition Discoton GmbH/Universal Music
Publishing Group und © TAMTAM FIALIK Musikverlag e. K.

Umschlaggestaltung: semper smile, München

unter Verwendung von Motiven von

© Shutterstock (Mika Shysh, suns07)

SK · Herstellung: KW

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-16261-3

Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

ERSTER AKT

1

»Ich hab keine Angst, hab ich nicht ...«

»L-Lügner.«

»... Hab ich einfach nicht, Schiss vielleicht, aber Angst, nö, Angst hab ich keine. Wenn wir Ski fahren waren, bin ich immer Schuss runter, mach ich immer noch. Mein Vater sagt immer: Geh den Schritt, denk nicht nach, tu's! Er kennt sich aus, der war Profi, mein Vater, zweite Liga, gesetzt, ist in jedem Spiel aufgelaufen, vier Tore im Pokal, er war fester Bestandteil der Mannschaft, der Trainer hat auf ihn gebaut. Ohne meinen Vater wär da nichts gelaufen, die wären niemals aus der dritten Liga aufgestiegen ohne ihn. Hab Filme gesehen ...«

»K-Kannst du n-nicht mal sch-still sein ...«

»... Auf seiner Feier liefen die besten Spiele seiner Laufbahn, als Loop im Hintergrund, für die Gäste, ohne Ton. Aber ich kenn die alle mit Ton, das ist ja klar. Wir haben die immer wieder angeschaut, mein Vater und ich, in seinem Partykeller. Entspannte Abende, mein Alter in der Bundesliga. Und ohne den ganzen Kreuzbandhorror und Adduktorenhorror und Muskelfaserrisshorror würd der heut noch spielen, und zwar in der ersten Liga.

Das ist eben das Risiko. Wenn du den entscheidenden Schritt machst, musst du damit rechnen, dass dir einer von hinten reingrätscht. Damit rechnest du, aber es nützt dir nichts.

Er hat alles versucht bis zur letzten Minute, die besten Ärzte, Reha mit persönlichem Trainer. Meine Ma hat ihn unterstützt, wo sie nur konnte. Hab ihn oft besucht, hab die Bälle geholt. Ein eiserner Mann, mein Vater. An seinem Vierzigsten vor ... vor Kurzem, da waren sie alle da, und sie haben ihn hochleben lassen und Bier gesoffen, wie nur Profis saufen. Ich war stolz auf meinen Vater. Meine Ma, glaub ich, auch.

Er macht jetzt Autovermietung, hab ich euch das schon erzählt? Also, wenn einer von euch eine perfekte Kiste braucht, mein Vater ist euer Mann. Hab mir schon überlegt, später so eine Vermietung aufzumachen, da kannst du gut Geld verdienen, die Geschäftsleute und die Touristen brauchen immer ein Auto, das ist solide, das hat Zukunft.«

»B-bitte sei jetzt m-mal k-kurz ruhig, b-bitte.«

»Ja, genau, Maren. Kapiert? Hör auf die Maren, Mann! Jetzt hab ich deinen blöden Namen vergessen.«

»Conrad.«

»Hunger.«

»Du nervst, Sophia.«

»Du hast gar nichts zu sagen.«

»Autovermietung! Touristen? Dann fang doch hier auf der Insel damit an, da gibt's Milliarden Touristen, jeden Tag, einer blöder als der andere.«

»Sind wir auf einer Insel?«

»Conrad, ja? Hol mal Luft. Ob wir auf einer Insel sind? Wie bist du denn hergekommen?«

»S-so was darfst d-du n-nicht fragen, Eike, d-das ist v-verb-boten.«

»Entspannung, Maren. Bleib einfach liegen.«

»Ich will was essen.«

»Heut gibt's nichts mehr, blöde Kuh.«

»S-Sophia ist k-keine b-blöde K-Kuh, sie ist m-meine F-Freundin.«

»Schon recht, Maren. Hey, Conrad! Ich hab dich was gefragt. Bist du taub? Sind deine Ohren Schrott oder was? Sind wir auf einer Insel? Wo denn sonst, du Schrotthändler.«

»Die haben mir was zu trinken gegeben, dann war ich weg. Total. Hab nichts mitgekriegt, ehrlich. Zwischendurch haben sie mich aus dem Kofferraum geholt, damit ich neue Luft krieg. Sie haben mir was zu trinken gegeben und Sandwiches. Das war's. Und dann haben sie mir die Augen verbunden ...«

»H-hast du n-nicht das M-Meer g-gero-gerochen, C-Conrad?«

»Nö. Ich war die ganze Zeit im Kofferraum und dann in dem Zimmer oben, bis ... gestern oder so. Seit wann bin ich jetzt bei euch hier unten? Gestern, oder? Gestern, oder? Oder nicht?«

»V-vielleicht«, sagte Maren.

»Wenn du reden willst, red.«

»Hab deinen Namen vergessen.«

»Sophia.«

»Ich sag ja, er hat Schrottohren«, sagte Eike. »Der Schrotthändler mit seinen Schrottohren.«

»Wir haben's kapiert, Eike. Hör zu, Conrad, wenn's dir gut tut, quatsch. Nerv uns aber nicht. Das Wichtigste ist, kein Satz über oben.«

»Haben sie mir gesagt, immer wieder und wieder, bevor ... bevor ...«

»Sprich nicht drüber.«

»Okay, Maren.«

»Ich heiß Sophia.«

»Tschuldigung ...«

»Beruhig dich. Ganz ruhig, Conrad. Da ist noch Wasser in der Flasche, trink einen Schluck. Gut. Setz dich endlich hin. Entspann dich. Denk an was Schönes. Du hast nicht gecheckt, dass du am Meer bist? Egal, Schwester Regal. Ist ja nicht verboten, den Namen der Insel auszusprechen. Den hat jeder von uns gehört. Außer dir. Die Insel heißt Vohrland.«

»Kenn ich.«

»Warst du schon mal da?«

»Nö. Vohrland. Hab ich nicht gewusst, Sophia, wirklich.«

»Schon okay. Trink noch einen Schluck. Du sollst trinken. Ist wichtig. Gut. Pause. Durchschnaufen. Wir wissen Bescheid, wir sind da, wo du bist. Schau dich um: Fernseher, Toilette. Wir kriegen unser Essen.«

»Scheißfraß.«

»Verhungere doch, Eike, dann bleibt mehr für uns. Du gewöhnst dich dran, Conrad. Denk nicht nach. Denk

nicht, was morgen ist. Morgen wird's so oder so. Ja? Jetzt bist du hier. Genau seit gestern. Du redest, also bist du nicht stumm. Du atmest, du hast Augen und Ohren. Du bist ein menschliches Wesen. Wie wir alle.«

»Ich heul gleich.«

Sophia beugte sich zu Eike hinunter und verpasste ihm eine so harte Ohrfeige, dass er anfang zu weinen. Aber nur kurz. Er war elf Jahre alt und in seinem Herzen wohnte ein böser Hund.

Sophia war vierzehn Jahre alt und hatte Hände, die niemandem winkten.

Maren war dreizehn und ihr Stottern nichts als das Lächeln ihrer Stimme.

Conrad war sechzehn und ein Elfmeterkiller und seit einer Woche der Auswurf seiner Träume.

Als die schwere Eisentür geöffnet wurde, drehten sich Maren, Sophia und Eike sofort zur Wand. Conrad machte es ihnen nach, weil Sophia ihn mit ihrer kalten Hand im Nacken packte und mit sich zog. Er schloss dann, wie sie, die Augen.

Die Person, die Leon zurückbrachte, zog ihm den Leinensack vom Kopf, wartete einen Moment und verriegelte die Tür von außen.

Leon trug eine grüne Hose und ein gelbes Sweatshirt.

Er war zwölf Jahre alt, und jedes Mal, wenn er an seinem Blut roch, freute er sich, dass es zu ihm gehörte.

»Bin wieder da«, sagte er in den Rücken der anderen. Seine Stimme klang mechanisch wie das Flüstern einer Puppe. Und wie immer brauchten diejenigen, die zurück-

geblieben waren, eine Weile, bis sie es wagten, sich umzudrehen.

Leon blieb einfach stehen. Dann fiel er auf die Knie, kippte zur Seite, und sein Schluchzen begann. So wussten sie, dass er noch lebte, und fassten sich an den Händen. Conrad hätte am liebsten nie mehr losgelassen.

Manchmal war Leon davon überzeugt, Philip Lahm wäre sein Bruder. Er wachte auf, und ohne dass er von dem Fußballspieler geträumt hätte, glaubte er, sich an Gespräche mit ihm zu erinnern. Er blieb dann liegen und dachte nach. Über taktische Maßnahmen, Bewegungsabläufe, die Tricks, den Gegner durch unerwartete Raumöffnung und Stellungswechsel zu verwirren.

Wenn seine Mutter ihn zum zweiten Mal drängte, endlich aufzustehen, hielt er die Augen geschlossen und sagte: »Hab Traumsach zu erledigen.« Du mit deiner Traumsach, erwiderte dann seine Mutter und ließ ihn noch fünf Minuten liegen. Sie war eine Meisterin der Zeitplanung und schaffte es jeden Tag, dass ihr Sohn um Punkt fünf vor acht im Klassenzimmer saß. Von der Wohnung bis zur Schule brauchte er zu Fuß keine zehn Minuten. Und wenn er, was zum Glück nicht allzu oft passierte, mit seiner Traumsach im Badezimmer weitertrödelte, fuhr sie ihn mit dem Auto hin.

An seine Mutter dachte Leon jetzt besser nicht. Er lag auf seiner Matratze im Dunkeln und horchte auf die anderen. Kein Laut. Sie schienen zu schlafen, jeder unter seiner Wolldecke, jeder nah an der Wand.

Er dachte, obwohl er es eigentlich nicht wollte, an seinen ersten Tag in diesem Haus. Vielleicht kam er deswegen drauf, weil es oben heute nach frisch gebackenem Zwetschkengucken gerochen hatte. Wie damals.

»Damals«, dachte er und war sich sofort sicher, dass er das Wort zum ersten Mal dachte. Normalerweise gehörte das Wort seiner Mutter. Die sagte oft: Damals hatten wir noch lange Kabel an den Mikrofonen, oder: Wenn ich damals die schwere Grippe ordentlich auskuriert hätte, hätte ich nicht meine Stimme verloren.

Das alles hatte sie ihm schon erzählt, als er sechs Jahre alt war. Später fing sie immer wieder damit an und er gewöhnte sich daran. Einmal entschuldigte sie sich bei ihm und meinte, sie habe sonst niemanden, mit dem sie darüber reden konnte. Dann weinte sie. Und er beschloss, ihr in Zukunft auf jeden Fall immer zuzuhören, ganz gleich, ob er die Sachen von *damals* schon alle kannte oder sie nicht ganz kapierte.

Leon hatte niemanden, dem er so gern zuhörte wie seiner Mutter. Sein Vater war ziemlich schweigsam gewesen. An ihn wollte er jetzt überhaupt nicht denken. Er wusste nicht einmal mehr genau, wie sein Vater ausgesehen hatte. In der Wohnung hing kein Foto von ihm, seine Mutter hatte schon ewig aufgehört, über ihn zu sprechen.

Am ersten Schultag, das wusste Leon noch, war sein Vater zum ersten Mal nicht aufgetaucht. Einen Monat später zogen seine Mutter und er in die kleine Wohnung, in der sie immer noch lebten. Ich ja nicht mehr, dachte Leon und horchte wieder.

Jemand schnaufte lauter als die anderen, bestimmt Conrad. Ihm musste jeder zuhören, den ganzen Tag, das ging nicht anders. Conrad war der Neue, er durfte das: reden, bis ihm der Mund ausfranste. Bei den anderen war es das Gleiche gewesen. Von einer Minute zur anderen hatte jeder angefangen, seine Geschichte zu erzählen, schon morgens um acht, und am nächsten Tag von vorn.

Reden war gut, reden war besser als heulen.

Daran, dass alle trotzdem heulten, hatte Leon sich gewöhnt.

Woran er sich niemals gewöhnen würde, war alles andere.

Oft dachte Leon, dass er an seinem elften Geburtstag an dem grünen Häuschen hätte vorbeigehen und hinunter zum Fluss laufen sollen, wo ihn hinter all den dicht gewachsenen Büschen und Bäumen niemand bemerkt hätte. Doch wahrscheinlich hätte er es so lange nicht ausgehalten. Ganz sicher sogar.

Aber wenn, dachte er am heutigen Sonntag seit dem Aufstehen fast ununterbrochen, ihm rechtzeitig die Worte seiner Mutter eingefallen wären, und wenn er bei dem komischen Geräusch, das er an der Tür hörte und das ihm gleich verdächtig erschienen war, umgedreht wäre, hätte er ein großer Fußballspieler werden und in einer Villa im Grünen leben können.

Stattdessen war er in einem Keller gefangen.

Manchmal hatte er solche Schmerzen, dass er nicht einmal einen Ball festhalten konnte. Er hatte keinen Ball, aber wenn er seine zitternden Hände und seine flatternden Arme betrachtete, wusste er Bescheid.

Seine Mutter sagte immer: Geh da nicht rein, das ist ein ekliger Ort.

Wieso hatte er nicht daran gedacht? Das war doch leicht, sich so einen Satz zu merken, vor allem, weil seine Mutter ihn immer wieder gesagt hatte.

Sonst war doch niemand da, dem sie so einen Satz hätte sagen können.

Nur er. Und er hatte zugehört. Jedes Mal.

Und dann hatte er den Satz vergessen.

Das Geräusch hatte er doch gehört! Und er war trotzdem reingegangen. Obwohl er ein wenig Angst gehabt hatte.

Nicht genug Angst.

Und als er wieder denken konnte, dachte er als Erstes an den Satz seiner Mutter, und dann heulte er. Das Auto, in dem er gefesselt und halb betäubt lag, raste über die Autobahn. Auch wenn er nicht hätte schwören mögen, dass es eine Autobahn war und nicht eine Achterbahn in einem Albtraum. Wie früher, wie *damals*, als er noch klein war und seine Mutter ihm in der Nacht den Schweiß vom Körper wischen musste, weil das Rasen im Traum einfach nicht aufgehört hatte.

Plötzlich hielt er die Luft an. Da war ein Geräusch, bildete er sich ein, kein Schnaufen. Schritte?

Er atmete mit weit offenem Mund lautlos ein und aus. Vielleicht hatte er sich getäuscht. So fest er konnte, presste er die Augen zu. Im Raum war es vollkommen dunkel. Es gab kein Fenster, das Licht wurde automatisch ein- und ausgeschaltet. Wie spät es sein mochte, wusste Leon nicht,

aber er glaubte nicht, dass jetzt noch jemand von oben herunterkäme und einen von ihnen abholte.

Seit einem Jahr wurde er abgeholt und zurückgebracht. Was mit ihm in der Zwischenzeit passierte, durfte niemand erfahren.

Niemals. Wer darüber redete, musste sterben. Davon war er überzeugt.

Leon vergaß das Geräusch, das wahrscheinlich sowieso nicht existiert hatte, und zog die Wolldecke noch ein Stück höher.

Bevor Eike und die anderen kamen, hätte er sowieso mit niemandem darüber reden können. Er redete auch nicht mit sich selbst. Das hatte er eigentlich gern getan, nachts im Bett, wenn er aufwachte und vor lauter Stille Herzklopfen bekam.

Das war zu Hause gewesen, in seinem weichen Bett mit den bunten Kissen und dem Elch und dem Löwen, die ihn bewachten, obwohl er eigentlich schon zu alt für Stofftiere war. Seit er hier war, fiel Leon jeden Abend vor Müdigkeit in einen bleiernen Schlaf und wachte erst auf, wenn das Licht anging oder Eike ihm auf den Kopf klopfte, als wäre sein Kopf eine Tür.

Als im Lauf des Jahres Eike und die anderen kamen, hätte Leon dem einen oder anderen vielleicht etwas zuflüstern können.

Flüstern war verboten.

Wer flüstert, stirbt, hatte einer der Männer gesagt. Dann war er gegangen und hatte die schwere Eisentür ver-

riegelt, die aussah wie die Türen in Fernsehfilmen, die im Gefängnis spielten. Bloß ohne Klappe.

Hungern mussten sie nicht. Leon leckte sich die Lippen. Heute hatte jeder ein halbes gegrilltes Hähnchen und Pommes frites essen dürfen. Eike hatte seines stehen lassen und nur die Pommes gegessen. Sophia und Conrad hatten sich Eikes Hähnchen geteilt. Sie hätten ihm, Leon, etwas abgegeben, wenn er gewollt hätte. Er war so in Gedanken versunken, dass für seinen Bauch keine Luft mehr übrig geblieben war.

Dann war er abgeholt worden und die anderen hatten einen Film im Fernsehen geschaut.

»Sch-schläfst d-du sch-schon?«

Die Stimme war leise, wie gehaucht. Trotzdem stieß Leon einen Schrei aus und fing an, am ganzen Körper zu zittern.

In Wahrheit hatte er nicht geschrien, seine Stimme war bloß in seinem Kopf explodiert. Die Angst vor der Strafe, die, so vermutete er, noch viel schlimmer wäre als alles, was er sonst ertragen musste, passte auf Leon auf wie ein Kuscheltier. Niemals hätte er in der Nacht einen Laut von sich gegeben oder sonst etwas Verbotenes getan.

»Sch-Schuldigung«, flüsterte Maren.

Wann sie sich neben ihn gelegt hatte, war Leon nicht klar. Er umklammerte die Decke und drückte seinen Kopf tief ins Kissen. Irgendwie machte Maren dasselbe, direkt neben ihm, auf seinem Kissen. Als sie ihre Hand auf seinen Hinterkopf legte und mit ihren Lippen sein Ohr berührte, hielt er wieder die Luft an. So lange, bis er glaubte,

zu ersticken. Dann wurde ihm die Berührung ihres Mundes an seinem Ohr bewusst und er machte keinen Mucks. Genau wie Maren.

Nach einer Zeit, die ihm ewig vorkam, dachte er, dass diese Berührung das Schönste war, was er seit einem Jahr erlebt hatte. Niemals würde er jemandem davon erzählen, nicht einmal Maren.

Wenn die Männer ihn – weil er einen Fehler begangen hatte oder sie ihn nicht mehr brauchten oder einfach nur so – töten sollten, würde er in der letzten Sekunde an Marens Lippen an seinem Ohr denken.

»H-hab eine B-Bitte.«

Leon blieb stumm. Es kam ihm vor, als könnte er ihren Atem bis in seinen Bauch spüren. Mit der Hand, die vorher an seinem Hinterkopf gewesen war, umschloss sie nun seine Ohrmuschel. »H-halt bitte d-deine H-Hand an meinen B-Bauch, b-bitte, Leon.«

Er begriff nicht, was sie damit meinte. Er wusste es, aber seine Vorstellung reichte nicht an ihre Worte heran.

Behutsam drehte er den Kopf in ihre Richtung. Die Augen hielt er geschlossen, als wäre Maren dann weniger nah. Mit einer langsamen, umständlichen Bewegung knickte er seinen linken Arm ab und schirmte mit der Hand seinen Mund ab.

»Versteh ich nicht«, sagte er leise. Er glaubte nicht, dass Maren ihn verstanden hatte.

»S-so.« Mit ihren kalten Fingern nahm sie seine immer noch zitternde Hand und zog sie auf ihren Bauch, unter

ihr Sweatshirt. Er schämte sich sofort. Ganz fest hielt sie seine Hand dort, mit ihrer obenauf.

Zum dritten Mal wagte er nicht zu atmen, was ihm diesmal nur ein paar Sekunden gelang. Sein Herz schlug so wild, dass er glaubte, es wäre durch die Mikrofone bis nach oben zu hören.

»D-danke, L-Leon. Ist sch-schon b-besser.«

Die Furcht, was passieren würde, falls einer der Erwachsenen die Szene auf dem Monitor mitkriegte, verschlechte Leon mit dem Gedanken an Marens Lippen an seinem Ohr.

Ihr Bauch war jetzt wärmer als vorher, dachte er. Nach einer Weile überlegte er, ob er seine Hand ein winziges Stück bewegen sollte.

Als hockte plötzlich ein Depp in seinem Kopf, der was mitzubestimmen hatte, rannen ihm Tränen über die Wangen.

Leon unterdrückte ein Schluchzen und presste die Lippen aufeinander. Das dämliche Heulen machte seinen Handwunsch kaputt.

Aber er nahm die Hand nicht weg. Marens Bauch hob und senkte sich. Leon glaubte schon, sie wäre direkt neben ihm eingeschlafen.

»D-danke«, flüsterte sie. »T-tut jetzt n-nicht mehr so w-weh. Ich g-geh jetzt w-wieder r-rüber.«

Sie rückte von ihm weg und er drückte seine Hand auf ihren Bauch.

»Warte.« Er horchte. Jemand schnaufte, bestimmt Conrad. Sonst war es still. Er beugte sich über Marens Kopf

und berührte mit seinen Lippen ihr Ohr, das, wenn seine Nase nicht durchgeknallt war, nach Pflaumenkuchen roch. »Ich verrat dir was, nur dir.«

Sekundenlang traute er sich nicht, weiterzuflüstern.

»Ich hab heut Geburtstag.«

Als wäre die Situation für ihn nicht schon verwirrend genug, fuhr Marens Kopf herum, und bevor er einmal Luft holen konnte, drückte sie ihm einen Kuss auf den Mund.

Im nächsten Moment war sie verschwunden, so lautlos im Dunkeln, wie sie gekommen war. Leon lag auf dem Rücken, schnupperte an seiner Hand und dachte, dass er schon ewig nicht mehr so viele Geschenke an seinem Geburtstag bekommen hatte.

2

Montag, das hatten sie herausgefunden, war meist ein guter Tag. Ohne, dass sie jemals darüber gesprochen hätten, bedeutete ein guter Tag, dass nur einer von ihnen abgeholt und nicht mehr als zwei Stunden gebraucht wurde.

Meist mussten sie zu zweit oder dritt nach oben gehen.

Nach dem Frühstück – eine Scheibe Brot mit Erdbeermarmelade für jeden und eine Tasse Schokolade – setzten sie sich an den rechteckigen Holztisch und sahen einander an. Jeden Montag, jeden Tag.

An diesem Montag war Sophia die Letzte, die aus dem Bad kam. Sie setzte sich an die rechte Schmalseite des Tisches und verbreitete einen strengen Geruch nach Seife. Eike wurde fast schlecht, aber er sagte nichts, jedenfalls nicht direkt.

Eike saß neben Conrad an der hinteren Längsseite des Tisches, mit dem Rücken zur Wand und dem Blick zur Tür. So lautete die Regel. Wer neu war, musste sich auf einen der beiden Wandstühle setzen. An diesem Montag hatte niemand Lust, etwas zu sagen. Sogar der Fernseher blieb aus.

Den beiden Jungen gegenüber saßen Leon und Maren

reglos nebeneinander. Wenn Maren ihn anschaute – öfter als sonst, wie Leon schien –, lächelte sie ein wenig, nur so viel, dass es aussah wie immer, wie aus Schüchternheit. Leon jedoch war überzeugt, dass heute mehr dahintersteckte als sonst. Sein Herz hatte wieder angefangen zu poltern, als Maren aus dem Bad gekommen war und sich neben ihn gesetzt hatte.

Wie fast immer, hatte Leon sich als Erster gewaschen und die Zähne geputzt. Gleich würde er noch einmal rein gehen müssen. In dieser Woche hatte er Klo-Dienst. Toilette und Dusche schrubben, Waschbecken und Fußboden ordentlich putzen, und wenn der Mann, der zur Kontrolle kam, nicht zufrieden war, ein zweites Mal.

Bei Leon hatte der Mann schon lange nichts mehr zu meckern, ganz anders als bei Maren oder Sophia. Einmal musste Maren fünf Stunden im Bad bleiben und jeden Zentimeter wieder und wieder abreiben und polieren, bis ihre Finger schon steif wurden.

Dagegen war Leon ein Profi, was kein Wunder war, weil er von seiner Mutter gelernt hatte, wie man schnell und gründlich sauber machte. Seine Mutter war nicht nur eine Superputzerin, sie verdiente ihr Geld auch noch als Verkäuferin im Supermarkt und am Samstagabend und am Sonntag als Superbedienung im Bowlingcenter. Anders reichte das Geld nicht, wie sie immer wieder erklärt hatte. Er war stolz auf sie. Was das Putzen anging, hätte er gern mal mit ihr gewetteifert, aber sie meinte, er wäre noch viel zu jung für solche Arbeiten und sollte lieber seine Kindheit genießen.

Leon konnte sich nichts Rechtes unter Genießen vorstellen. Wenn er den Mut hätte, würde er einen der Männer oder die Frau von oben fragen, ob er jede Woche das Bad sauber machen dürfe. Das wäre vielleicht was zum Genießen gewesen. Er kannte die Tricks und hatte wenig Mühe dabei, während die anderen die Arbeit ekelhaft fanden oder sie, wie Eike, hassten.

Für Leon begann diese Woche auf jeden Fall gut. Und als Maren ihn ansah und auf ihre Art lächelte, fiel ihm wieder ein, dass er heute Geburtstag hatte.

Beinah hätte er etwas gesagt.

Er war nicht dumm. Er war lange genug hier, um zu wissen, dass man nicht sagen durfte, was einem wichtig war oder man gern gehabt hätte. Eine Tablette gegen die Schmerzen zum Beispiel. Einen Baumkuchen zum Geburtstag.

Wenn seine Mutter hier wäre ...

»Was spielen?«, fragte Sophia.

Nichts passierte. Conrad und Eike blieben stumm. Beide hatten den Kopf in die Fäuste gestützt und taten so, als würden sie den Tisch anstarren. In Wahrheit warfen sie immer wieder einen Blick zur Eisentür, zwischen Leon und Maren hindurch, die so taten, als bemerkten sie es nicht.

Über Conrads ruhiges Dasitzen wunderte Leon sich ein wenig. Conrad war erst eine Woche hier und schon drei Mal oben gewesen und hatte offensichtlich trotzdem keine Albträume in der Nacht.

Conrad wollte fragen, wieso der andere ihn die ganze

Zeit anglotzte. Er schaffte es nicht. Etwas stimmte nicht mit ihm. Als wäre seine Stimme über Nacht zerbrösel. Schon seit dem Aufstehen versuchte er sich daran zu erinnern, was er geträumt hatte. Beim Einschlafen hatte er fast keine Angst gehabt und sich auf ein neues Abenteuer gefreut, auf ein Fußballspiel, in dem er plötzlich auf dem Platz stand und sein Tor verteidigen musste.

In seinen Träumen gehörten Fußballspiele und Autofahrten zu seinen Lieblingserlebnissen. Eigentlich war er sich beim Einschlafen gestern Abend sicher gewesen, er würde gleich wieder unterwegs sein und wild herumfahren, ohne Ziel und Furcht. Er saß dann auf dem Beifahrersitz, die Landschaft kam ihm vertraut vor, obwohl ihm gleichzeitig klar war, dass er sie noch nie gesehen hatte. Den Mann neben ihm kannte er, auch wenn er vergessen hatte, woher und wie er hieß. Der Mann sprach kein Wort. Der Einzige, der redete, war Conrad. Er konnte seine Stimme hören, die anders klang als sonst und trotzdem aus seinem Mund kam. Das war alles seltsam. Aber auch logisch und schön. Irgendwann wachte er dann immer auf und sah noch eine Weile die Straße, die Berge und das flimmernde Licht in seinem Bett, und in seinem Kopf klang seine Stimme nach, ganz deutlich.

Heute Morgen war alles farblos und still gewesen. Sekundenlang hatte er nicht gewusst, wo er sich befand. Das Licht hatte gebrannt. Jemand war im Bad und putzte sich die Zähne. Leon natürlich. Conrad hatte die Decke über den Kopf gezogen und versucht, in den Traum zurückzukehren. Unmöglich, dass keiner da war.

Conrad träumte, seit er sich erinnern konnte.

Davon würde er den anderen gern erzählen.

Dass Leon ihn anstarrte, störte ihn. Er senkte den Kopf und sah zur Eisentür. Wenn er nicht bald seinen Traum wiederfand, würde er sterben, falls die Tür aufging und er an der Reihe war.

»O-okay.« Maren schaute in die Runde. »D-dann erzählt h-halt j-jeder seinen T-Traum von h-heut Nacht, und n-nicht sch-schwindeln!«

Wie blöd war das eigentlich? Taucht sein Vater im Dorf auf, bringt alles durcheinander, säuft wie blöd und will Kohle. Eike schmückte die Geschichte inzwischen aus. Das bedeutete nicht, dass sie deswegen nicht mehr stimmte. Alles war genau so passiert, manche Momente ohne ihn als Zeugen. Deswegen nahm er seine Fantasie zu Hilfe.

Auch wegen der Dauer der Geschichte. Bei den ersten Malen hatte er festgestellt, dass er im Kopf zu früh fertig war und den Rest der Zeit alles mitbekam, was sie mit ihm anstellten. Das passierte ihm drei oder vier Mal, dann nie wieder.

Der Film begann, wenn Eike abgeholt wurde, und ging nach seiner Rückkehr in den Keller noch einige Minuten weiter. Da lag er schon wieder unter seiner Decke, mit angezogenen Beinen und, weil anscheinend jeder Knochen seinen eigenen Schmerz haben wollte, wie blöde zitternd.

Perfekt.

Biegt der schwarze Schrottopel in die Einfahrt ein und bleibt stehen. Vor dem Schuppen, in dem der Riemer sein Zeug lagert, Mistgabeln, Schaufeln, Schubkarren, Mähmaschinen, massenhaft Kübel und Eimer. Und wer steigt aus? Mein Alter. Schwarze Lederhose, schwarzes Hemd, schwarze Lederjacke, schwarze Stiefel. So steht der da wie der Schwarze Mann und wartet auf was.

Siehst du den? Ich seh ihn vom Fenster aus, hab grad Hausaufgaben gemacht, Englisch, erste Klasse auf dem Gymnasium. Meine Mutter will, dass ich mal gut Geld verdiene in einem richtigen Beruf. Mein Bruder geht auf die Realschule, der ist nach einem Jahr wieder runter vom Gymnasium. Ist nicht damit zurechtgekommen. Der kommt mit einer Menge Sachen nicht zurecht. Darüber reden wir später.

Steht also mein Alter da. Freitagmittag. Zündet sich eine Fluppe an, mit einem Zippo, das kenn ich, und schaut sich um. Da kommt der alte Riemer aus seinem Schuppen, in Gummistiefeln, weißt schon, die er immer im Stall anhat oder eigentlich dauernd, und sagt zu meinem Alten: Parken geht hier nicht.

Sagt mein Alter: Und wer sind Sie?

Sagt der Riemer: Ich bin der Grundbesitzer.

So ist der. Die zwei stehen sich eine Zeit lang gegenüber –

– Natürlich hat er seine Kiste trotzdem weiter da geparkt, und der Riemer ist zu meiner –

– Wir haben uns fast ein Jahr nicht mehr gesehen, mein Alter und ich, er lebt hauptsächlich in Berlin, arbeitet auf

dem Bau. Er ist Polier, die Leute sagen, er kennt sich aus und ist ein guter Boss. Kann ich nicht beurteilen. Meine Mutter und er telefonieren öfter. Seit sie mit Linus und mir aufs Land gezogen ist, kommt er nur noch selten in die alte Stadtwohnung, wo wir früher alle zusammen gelebt haben, in Berg am Laim.

Überraschung!, sagt er zu meiner Mutter. Sie ist noch im Geschäft und bedient grad einen Kunden. Sie küssen sich und der Kunde sagt: Sie sind der Vater von Eike und Linus. Und dann sagt der Typ noch: Muss Ihnen was ver-raten, ich dachte lang, Eike ist ein Mädchen.

Was für ein Blödmann. Eike kommt von Icke, sagt mein Alter, und das bedeutet Ich. Also bin ich ich, Icke Eike. Das kapieren die in dem Dorf nicht. Ich hasse das Dorf.

Ich wollt da nicht hin, Linus auch nicht. Wir wollten in der Stadt bleiben, wo unsere Freunde waren, in Berg am Laim, in der Gegend. Aber unsre Mutter meinte, jetzt wär der Umzug noch möglich, weil ich in die Grundschule komm und mein Bruder in die höhere Schule, das passt. Uns hat niemand gefragt. Mein Vater war in Berlin auf der Baustelle. Das war schon immer so, dass er lieber in Berlin gearbeitet hat als in der Nähe von uns. Wahrscheinlich, weil er in Berlin geboren ist, in Ostberlin, sagt er immer, das ist ihm wichtig. Als er mal in München zu tun hatte, lernte er meine Mutter kennen, und die beiden haben sich verliebt und geheiratet. Nach Berlin umziehen wollte meine Mutter nicht, wegen ihrer Eltern, sagt sie, die leben auf dem Land und haben ihr Uhren- und Schmuckgeschäft.

Und als die krank wurden, mussten wir umziehen. Wir sind wegen der Großeltern da rausgezogen. Gefragt hat uns niemand.

Das ist so voll blöde da.

Am Nachmittag kommt der Linus von der Schule aus der Kreisstadt. Er und mein Vater haben irgendwelche Probleme miteinander. Jedes Mal, wenn sie sich sehen, zoffen sie sich. Auch an dem Freitag. Beim Abendessen. Weiß nicht mehr, worum's ging. Hab nicht hingehört, ich hör nie –

– Filmriss wieder. Geht schon wieder. Das werd ich auch noch hinkriegen, dass uns nichts mehr stört –

– Linus und mein Alter: Da sind sie, sie gehen gemeinsam in die Kneipe. Interessiert mich nicht. Ich bleib daheim in meinem Zimmer und spiel Computer. Meine Mutter will, dass ich weniger spiel und mehr lern, jetzt, wo ich auf dem Gymnasium bin und besser sein soll als mein Bruder. Bin sowieso besser als der Versager. Sie sind alle Versager. Wenn sie keine wären, wär ich nicht hier. Falsch! Das gehört nicht zum Film. Wegschmeißen –

– Ich bin so blöde. Mein Alter und Linus gehen in den »Hirschen«. Da sitzen der Hofmann Benedikt und der alte Gruber. Sagt der Gruber zu meinem Alten: Mein Beileid. Sagt mein Alter: Was für Beileid? Sagt der Gruber: Sie schauen aus, als würden Sie von einer Beerdigung kommen. Sagt der Linus: Sauf weiter, Gruber. Sagt der Benedikt: Pass bloß auf. Sagt der Linus: Auf was? Sagt der Benedikt: Auf deine Zähne. Sagt der Linus: Ich schlag mich nicht mit Kindern. So war er schon immer, erst mal jeden

provozieren. Der Hofmann Benedikt wiegt mindestens hundert Kilo und schaut aus wie ein Monster, er ist gelernter Schmied, glaub ich, die Bauern bringen ihre Pferde zu dem. Wenn der zuhaut und dich trifft, kannst du deinen Kopf vergessen, der haut dich platt wie ein Schnitzel. In der Nacht bin ich aufgewacht, als sie nach Hause gekommen sind und in der Küche Lärm gemacht haben.

Am nächsten Morgen hör ich, wie mein Alter meine Mutter um Geld anschnorrt, zweitausend Euro will er von ihr haben.

Sie: Hab ich nicht.

Er: Euer Safe ist doch voll.

Sie: Nein.

Er: Ich brauch das Geld für ein neues Auto.

Ich hab dann mein Müsli gegessen, und sie haben weiter diskutiert. Irgendwann fängt meine Mutter an zu heulen. Das ist mir so peinlich, dass ich raus in den Garten geh und mich vor den Zaun stelle und den Kühen zuschau, wie sie auf der Wiese rumstehen und scheißen. Was noch Blöderes fällt mir nicht ein. Und dann kommt Boss angelaufen und fletscht die Zähne.

Boss ist der Schäferhund vom Riemer-Bauern, aber ich wette, dass in dem Hund nicht bloß ein Schäferhund steckt, sondern ein Monster und ein außerirdisches Wesen, das die Menschheit ausrotten will. Er ist so schwarz wie die Klamotten von meinem Alten, und wenn er bellt, kling't, als wär da noch ein zweiter Köter in ihm drin, der nicht rausdarf.

Ich hass den Boss, er mich auch. Wir schauen uns an,

und er bellt wie blöde, und ich geh einfach weg. Wenn ich eine Pistole hätt, würd ich ihn erschießen. Linus lacht mich aus, weil er denkt, ich hab Angst. Ich hab keine Angst vor dem Hund, ich möcht ihn nur killen. Aber vorher hetz ich ihn noch auf Linus, den Feigling.

Den brauchen wir jetzt nicht.

Nach dem Gespräch mit meiner Mutter fährt mein Alter mit seinem Schrottopel durch die Gegend. Meine Großeltern will er nicht besuchen, obwohl meine Mutter ihn darum gebeten hat. Kann ich verstehen, dass er da nicht hinwill. Mein Opa liegt den ganzen Tag im Bett, meine Mutter sagt, er ist ein Pflegefall, und meine Oma redet Sachen, die man nicht versteht. Deswegen macht meine Mutter das Geschäft allein und hat noch die Frau Lutz angestellt.

Mein Alter fährt also durch die Gegend, und als Linus endlich aufsteht, so gegen Mittag, blafft er meine Mutter an, weil sie ihn nicht geweckt hat. Er muss um eins auf dem Fußballplatz sein, was meine Mutter nicht gewusst hat. Wieso er überhaupt da hinfährt, begreif ich nicht, die letzten Male hat er nur auf der Bank gesessen und durfte sich nicht mal warmlaufen.

In der Zwischenzeit –

– Was genau mein Alter im Alpenhof will, kann ich nicht sagen. Auf alle Fälle isst er Mittag in dem Hotel, das zwanzig Kilometer vom Dorf entfernt auf einem Aussichtsberg liegt. Und trinkt was dazu, ist ja klar. Die Sonne scheint, die Tische auf der Terrasse sind voll, und die Bedienungen schauen aus wie auf dem Oktoberfest. Er raucht

Zigaretten und bestellt Kaffee und Schnaps. Die Berge sind so nah, dass du sie fast anlangen kannst. Der Samstag ist so warm wie im Sommer. Meine Mutter steht im Geschäft und hat wenig zu tun, weil die Leute lieber in die Stadt fahren oder kein Geld mehr für Ketten und Ringe oder Uhren ausgeben wollen.

Du wirst mal einen richtig guten Job haben, sagt meine Mutter zu mir.

Und ich: Ich kauf mir ein Haus und spreng es in die Luft.

Wieso denn, um Gottes willen?, sagt meine Mutter.

Und ich: Weil ich die Leute in dem Haus nicht mag.

So was macht sie fertig und ich geh wieder in mein Zimmer und spiel Computer. Meinen Bruder begleit ich an diesem Samstag nicht zum Fußballplatz. Weil ich keine Lust hab, rumzusitzen und mir die Idioten anzuschauen, die keinen Ball stoppen können.

Grad, als ich in die Küche runtergeh, um mir was zu essen zu holen, klingelt es an der Tür. Ich mach auf, da stehen zwei Polizisten. Der eine heißt Haberl, und der fragt mich, ob meine Mutter da ist. Ich sag: Die ist im Geschäft.

Und er: Bist du allein im Haus?

Ja, sag ich.

Und er: Es ist was Schlimmes passiert.

Ich denk an Linus, und der Haberl sagt: Dein Vater ist mit dem Auto verunglückt, er ist gestorben.

Ich schau den Haberl an wie eine blöde Kuh auf der Wiese, ziemlich lang insgesamt, glaub ich. Dann geh ich



Friedrich Ani

Die unterirdische Sonne

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-16261-3

cbt

Erscheinungstermin: Februar 2014

Am Rand der Nacht, in der Stille der Nacht allein

Eine Insel. Ein Haus. Ein Keller. Fünf Jugendliche, die mit Gewalt darin festgehalten werden. Kein Tageslicht. Und täglich wird einer von ihnen nach oben geholt. Doch niemand spricht über das, was dort geschieht. Denn wer spricht, stirbt, bekommen sie gesagt. Die Lage scheint aussichtslos, und Angst, Wut, Schmerz, Verzweiflung und Sehnsucht lassen die Jugendlichen beinahe verrückt werden. Doch nichts kann sie retten vor den schrecklichen Dingen, die geschehen. Bis ein neuer Junge zu ihnen gebracht wird, der nicht bereit ist, die Gewalt zu akzeptieren.



Der Titel im Katalog